

15. Februar 2007, Neue Zürcher Zeitung

Alles ändern, damit nichts sich ändert

Italiens Universitäten nach der Bologna-Reform

Die europäische Hochschulreform hat auch in Italien viel Verwirrung und dürftige Resultate gebracht. Die Zahl der Studierenden ist zwar gestiegen, die Qualität des Studiums aber eher gesunken.

Was in ganz Europa seit 1999 als «Bologna-Reform» bekannt ist, das kennen in Italien unter dieser Bezeichnung nur die Eingeweihten. Der Normalverbraucher an der Universität und in den Medien benennt es mit dem Kürzel «3+2» («tre più due»), nach dem Hauptaspekt dieser Neuerung, der europaweiten Vereinheitlichung der Studienzyklen: drei Jahre Basisstudium (Bachelor) plus zwei Jahre Spezialisierung (Master), danach kann für Auserwählte ein Forschungsdiplom folgen. Unter den grossen europäischen Ländern hatte Italien diese Reform am meisten nötig, weil es bis dahin lediglich einen möglichen Studienabschluss - mit dem Titel «dottore» - gab, nach vier Jahren Studium und einer Abschlussarbeit («tesi di laurea»), die nur in den seltensten Fällen einer seriösen Doktorarbeit entsprach.

Drei plus zwei gleich null

So begann also auch an den italienischen Universitäten ab 1999 das grosse Kopfrechnen mit den Modulen und «Credits». Ein «Credit Point» entspricht auf dem Papier einem Arbeitsaufwand von 25 Stunden bei einem «durchschnittlichen Studenten», inklusive Lektionen im Hörsaal, Büffeln in der Bibliothek oder vergnüglicher Lektüre zu Hause. Pro Jahr sind für den Musterstudenten 60 Credits vorgesehen, für den ersten Zyklus also 180, somit ist nach drei Jahren und Adam Riese in 4500 Studierstunden ein Bachelor zu haben. Und nach nochmals 3000 Stunden gibt's in weiteren zwei Jahren den Master. Diese steife Rechnerie ist noch das geringere Übel, das grössere ist, dass nicht alle Studienfächer in die Schablone der Module gepresst werden können.

Kritik an den neuen Rechenübungen und an der Reform übte 2004 das pessimistische Buch «Tre più due uguale zero» («Drei plus zwei ist gleich null»), eine Sammlung von Stimmen namhafter Professoren, die vor allem das «Quotenfieber» und die «Verwandlung der Universitäten in Unternehmen» beklagen. Claudio Magris etwa kündigt in seinem Beitrag an, er wolle in so einer Universität nicht mehr arbeiten und werde sich frühzeitig in die Pension zurückziehen. Das System der Leistungspunkte habe, so Magris, vor allem in den Geisteswissenschaften zu einer «beschränkten Mentalität» geführt. Die Lust am Text ist in der Tat nicht mehr vorgesehen.

Die bürokratische Plage dieser Neuerung fiel etwa zur selben Zeit über die italienischen Universitäten her, als die damalige Mitte-Links-Regierung gerade eine gut gemeinte Reform betrieb, die aber unter dem Banner der «lokalen Autonomie» zu einer verheerenden Vetternwirtschaft bei der Berufung von Dozenten führte. Fast überall kam es zu einer wundersamen Vermehrung von Professorenposten und zugleich - zur Rechtfertigung und mit der Ausrede der Bologna-Reform - zu einer Blähung der Anzahl der Studienfächer, die sich zwischen 2001 und 2006 verdoppelt hat. Dabei waren der Phantasie keine Grenzen gesetzt, akademische Disziplinen mit bizarren Namen tauchten auf, laut einer Artikelserie des «Corriere della Sera» auch Lehrgänge mit drei oder null Studierenden.

Danach hatte die Mitte-Rechts-Regierung von Berlusconi zumindest das Verdienst, die unsägliche «lokale Autonomie» bei der Rekrutierung von Professoren rückgängig gemacht zu haben. Sie tat es aber erst, als der Schaden schon angerichtet war: Verstopfung auf den oberen Sprossen der Karriereleiter, kometenhafte Laufbahnen von mittelmässigen Günstlingen, von Vettern und Geliebten der mächtigen «Barone». Diesen universitären Feudalherren hat jüngst die Wochenzeitschrift «L'Espresso» (3/2007) die Titelseite und einen umfangreichen Bericht gewidmet, dem Haarsträubendes über ein «Mafia-System» zu entnehmen ist.

Statistiken

Nach dem politischen Erdbeben des vorigen Jahres, durch die Mitte-Links-Regierung unter Prodi sind die Karten wieder neu gemischt; der Universitäts- und Forschungsminister Fabio Mussi kündigt einen eisernen Besen an. Gewaltige Wunder wird auch er nicht wirken können, denn laut neuestem Haushaltsgesetz wird Italien weiterhin eines der europäischen Schlusslichter in der Bildung und Forschung sein. Dem Minister ist die abnormale Struktur des Lehrkörpers bewusst: «eine auf den Kopf gestellte Pyramide», etwa 37 000 Professoren gegenüber 22 000 Assistierenden, bei hohem Durchschnittsalter. Aber woher er das Geld für die versprochenen 8000 neuen Assistentenstellen nehmen will, kann er nicht erklären. - Ein neuerliches «Machtspiel innerhalb der Linksdemokraten» fürchtet Enrico Decleva, der Rektor der Universität Mailand, eine Art masochistisches «friendly fire, denn 87 Prozent der Mitglieder der Rektorenkonferenz haben links gewählt». Zu befürchten ist zudem, dass die linke Nomenklatur wieder einmal nach dem Motto der Hauptfigur von Tomasi di Lampedusas Roman «Der Leopard» vorgehen wird: Alles muss sich ändern, damit alles so bleiben kann, wie es ist, auch die galoppierende Vergreisung der Dozenten.

Nüchtern beschreiben die Mathematiker Mariano Giaquinta und Angelo Guerraggio in ihrem Buch «Ipotesi sull'università» den neuesten Stand der Dinge nach der Bologna-Reform, gestützt auf Erfahrung und offizielle Quellen: Ernüchternd, aber nicht hoffnungslos sei die Lage, immerhin gebe es auch einige positive Aspekte. So sei die Zahl der Studierenden deutlich gestiegen (freilich bei sinkendem Leistungsniveau); und der Anteil jener, die sich nach den ersten drei Jahren für die Spezialisierung entscheiden, liege bei 90 Prozent, was alle Erwartungen übertreffe. (Diese Zahlen gelten allerdings nicht für die Geisteswissenschaften, in denen die Lust auf weitere zwei Jahre viel geringer ist.) Insgesamt habe sich gar nicht so viel geändert, weder zum Guten noch zum Schlechten.

Drei plus zwei gleich vier

Die Bologna-Reform ist an allen italienischen Universitäten mehr oder weniger widerwillig durchgesetzt, aber kein wirklich aktuelles Thema mehr. Geblieben sind die alten Gebrechen des Bildungssystems, das sinkende Niveau der Schulabgänger - wodurch der erste Universitätszyklus zu einer Fortsetzung des Gymnasiums wird - sowie die typisch italienischen «studenti non frequentanti»: Etwa die Hälfte der Studierenden erscheint kaum in einem Hörsaal, wohl aber zur Prüfung - und passt gar nicht in das starre System der Module und Credits. Auch in puncto «Mobilität» der Studierenden hat sich wenig geändert, schon vor der Reform funktionierten Austauschprogramme wie «Erasmus» und «Sokrates» mehr oder weniger gut.

Niemand macht sich die Illusion, dass das dreijährige Kurzstudium ein Ersatz für den einst vierjährigen Lehrgang sei. Ein heutiger Bachelor zählt auf dem italienischen Arbeitsmarkt kaum mehr als vor einer Generation ein gutes Abitur, ausgenommen einige technische Fächer und Glücksfälle. Wer einen ernstzunehmenden Abschluss will, muss die zweijährige Spezialisierung zum Master dranhängen, dann ist er etwa so weit wie seine älteren Kollegen ehemals nach vier Jahren. Die neue Rechnung lautet ungefähr: drei plus zwei ist gleich vier. Der Schwindel hält sich also in Grenzen.

Franz Haas

An dieser Stelle sind die Folgen des «Bologna-Prozesses» mit Blick auf verschiedene Länder beleuchtet worden: Deutschland (27. 12. 06), Frankreich (11. 1. 07), Österreich (5. 2. 07).

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter: <http://www.nzz.ch/2007/02/15/fe/articleEW2QP.html>

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG